



## »MORALANWÄLTE« UND »STÖRUNGSFAKTOREN«

DIE SOZIALDEMOKRATIE UND IHRE INTELLEKTUELLEN

≡ Franz Walter

Die Zeugnisse, die den Sozialdemokraten seit einigen Jahren europaweit ausgestellt werden, verheißen keine strahlende Zukunft. Der italienische Linguist und Kulturphilosoph Raffaele Simone etwa macht den »spektakulären intellektuellen Niedergang ihrer Führungsschicht«<sup>1</sup> für die gewaltige Depression der demokratisch-sozialistischen Linken verantwortlich. In dem

<sup>1</sup> Raffaele Simone, »Die Linke hat keine Kraft mehr«, in: die tageszeitung, 6.5.2009.

Maße, in dem der intellektuelle Diskurs der Sozialdemokratie erschlafe, in dem Maße lösten sich auch das »Volk« und die Klassensolidarität der Linken auf. Denn ein Kollektiv, so zuletzt der französische Soziologie Bruno Latour, trete nur dann handelnd in Aktion, wenn es für die drängenden Probleme »die richtige Metapher« verfügbar habe, eine »aide pensée« gewissermaßen.<sup>2</sup>

In der Tat findet man das Beziehungsgeflecht von Klassenbildung, historischem Selbstbewusstsein und intellektuellen Deutungsofferten bereits in der Konstituierungsphase von Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Zumindest waren drei glänzende Theoretiker der Intellektuellenanalyse aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der Ökonom Joseph A. Schumpeter, der Soziologe Alfred Meusel und der Sozialwissenschaftler Robert Michels, trotz unterschiedlicher Zugänge darin einig, dass die Geburt der sozialistischen Arbeiterbewegung ohne die Hebammendienste und Erziehungsleistungen der Intellektuellen nicht hinreichend zu begreifen sei. Dabei billigte Schumpeter der Arbeiterbewegung zu, als autonomes Produkt der kapitalistischen Entwicklung entstanden zu sein. Aber ihre spezifische Gestalt, ihre eigentümliche Gesinnung, ihre besonderen Formeln, ihre prononcierten Postulate und Ziele verdankte sie, in einer Art zweiten Sequenz des Entstehungsakts, den kapitalismuskritischen Intellektuellen. Deren »Bedeutung für das Schicksal der sozialen Bewegung im allgemeinen und für den Sozialismus im besonderen« war nach Auffassung von Alfred Meusel »ungeheuer: Sie haben dem gewaltigen Emanzipationskampf der Arbeiterklasse die *Sprache* gegeben.«<sup>3</sup> Durch ihren ideologischen Überschuss allerdings hätten sie, so das kritisch unterlegte Urteil von Schumpeter, die Arbeiterbewegung, insbesondere in Deutschland und Österreich, erst – und darin gewissermaßen widernatürlich – radikalisiert. Schumpeter charakterisierte die modernen Intellektuellen daher generell als »Störungsfaktoren« im gesellschaftlichen Prozess.<sup>4</sup>

Robert Michels sah den Wirkungszusammenhang zwischen der neuen Klasse der Industriearbeiter und den bürgerlichen Intellektuellen ähnlich, doch fiel seine Bewertung dieses Konnexes positiver aus. Denn Michels traute der Masse als solcher nicht viel zu. Zu einer zielgerichteten Bewegung sei sie ohne die Sekundanz der Überläufer aus der Bourgeoisie nicht fähig. Erst existierte die sozialistische Theorie der außenseiterischen Nationalökonom, Philosophen, Soziologen und Historiker; dann verband sich das im nächsten Schritt mit dem richtungslosen Leid der jungen Arbeiterschicht zur Arbeiterbewegung. In dieser Funktion des intellektuellen Propheten lag zumindest für Michels mehr Segen als Fluch. Denn die Intellektuellen fungierten in der Arbeiterbewegung als »Moral-Anwälte«. Während die Kader

2 Vgl. Désirée Waibel, Es bleibe, wie es ist, in: Süddeutsche Zeitung, 4.6.2011.

3 Alfred Meusel, Die Abtrünnigen, in: Kölner Vierteljahrsheft für Soziologie Jg. 3 (1923/24), S. 152 ff., hier S. 152.

4 Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, Tübingen 2005, S. 235.

der Arbeiterschaft die Organisationen des Sozialismus bevorzugt als »Klassenerhöhungsmaschinen« nutzten, um die je eigenen Sonderinteressen an höheren Löhnen, privilegierter Stellung, sozialem Aufstieg zu befriedigen, zielten die intellektuellen Renegaten des Bürgertums auf die Transzendierung des Lohnstandpunkts, des Branchenegoismus, des Parvenüstrebens.<sup>5</sup>

Jedenfalls: Am Anfang der sozialistischen Handarbeiterbewegungen standen deutend, orientierend und belehrend die Kopf- und Wortmenschen. Die Intellektuellen drängten in den Jahrzehnten zwischen 1830 und 1940 zu den Ausgebeuteten, Entrechteten, Verfolgten der unteren Schichten. Für diese schrieben sie ihre Pamphlete und Manifeste. Für diese nahmen sie den Hass und die Ächtung ihrer primären Herkunftsgruppe auf sich. Denn sie hofften, Teil einer großen historischen Mission zu sein, mit der Klasse der Zukunft zu kollaborieren, schließlich: an der Befreiung und Erlösung des Menschengeschlechts gewichtig teilzuhaben. Weniger durfte es nicht sein. Das Gros der ehrgeizigen revolutionären Intellektuellen interessierte sich nicht sonderlich für die Alltagsnöte und Problemlösungen der unteren Schichten. Die authentische Volks- und Arbeiterkultur, mit ihren derben Sitten, oft brutalen Umgangsformen, alkoholgeschwängert, schmutzig, zotig, bereitete ihnen vielmehr Unbehagen, ja: Ekel. Die Intellektuellen dachten, wenn sie die geschichtliche Rolle der Massen priesen, an den lesenden, bildungsbeflissenen, disziplinierten Arbeiter der Bildungsvereine. Dieser rezipierte, was jene formulierten; der Arbeiter sollte die Richtung einschlagen, die ihm die Intellektuellen wiesen.

Denn der parteiensozialistische Intellektuelle wollte den Pfad der Erneuerung, der Umkehr, der Erlösung vorgeben. Aber der praktische Gang fiel ihm schwer. Denn er war nun mal ein Mann der Gedanken und Ideen, nicht der Erfahrung und Praxis. Zog es den Intellektuellen in die Politik, dann wurde er in der Regel unglücklich. Er zauderte, wenn zupackende Tatkraft gefragt war. Und stets versuchte er die Vielzahl an Ereignissen und Informationen mühsam in sein theoretisches System einzugliedern und zu bändigen. Er übersah dabei, im Korsett seiner konzise zurechtgeschnittenen Lehren, regelmäßig politische Handlungsräume, war schier unfähig zur taktischen, raffinierten Rochade. Er konnte nicht schmeicheln, nicht täuschen, nicht camouflieren. Denn all das wäre Verrat an Weltanschauung und Endziel gewesen. Der parteisozialistische Intellektuelle, zumal der Renegat, war ein einsamer Mensch und sehnte sich nach Bindung wie Geborgenheit. Aber er, der genuine Individualist, konnte sich in die Kollektivität großer Parteien doch nie recht einfügen, denn das bedeutete Kompromiss, Mediokrität und Distinktionslosigkeit.

<sup>5</sup> Vgl. Robert Michels, *Soziologie des Parteiwesens*, Stuttgart 1989, S. 222 ff.

Indes: Die grausamste Zeit des Intellektuellen kam immer dann, wenn die Bewegung, der er sich verschrieben hatte, Erfolge bilanzierte, wenn sie peu à peu die sozialen Bedingungen verbesserte, Wohlstand auch für die unteren Schichten erkämpfte, soziale Aufstiegsmöglichkeiten durchsetzte. Spätestens dann trennten sich die Wege. Der Intellektuelle brauchte die gewaltige Spannung, den fundamentalen Gegensatz, die tief empfundene Empörung – nur dann hatte und verschaffte der flammende Appell, die revolutionäre Pose oder das romantische Pathos Sinn. Der praktische Reformismus jedoch entzog dem kritischen Intellektuellen aus der frühen Arbeiterbewegung Zug um Zug den Boden.

Mit Marx fing es an. Dabei war dieser schon ein reichlich seltsamer Demiurg einer Handarbeiterbewegung. Er, der jüdische Exilant in London, unfähig zu einer einträglichen Erwerbsarbeit, im Grunde ein denkbar unpraktischer, ohne Ehefrau Jenny kaum lebensstüchtiger Mann, pflegte Tag für Tag, Stunde um Stunde in der Bibliothek des British Museum zu hocken, um dort auch noch die entlegensten Bücher zu durchforschen. Marx' Lesewut fand nie einen Schluss. Der nagende Zahn des Zweifels – auch und gerade an sich selbst – war ihm wohl Elixier, aber ebenso nicht minder Plage wie Paralyse. Das Opus, das er schaffen wollte, sollte vollendet sein, im höchsten Glanz erscheinen, noch nach Jahrzehnten Bestand und Gültigkeit beanspruchen dürfen. Solche Ambitionen spornen anfangs wohl an, aber sie lähmen mit der Zeit, umso mehr, je näher der Termin der Werkvollendung ansteht. Meist floh Marx, wenn es mit den Abgabeterminen ernst wurde, in Krankheiten.<sup>6</sup>

Weit leichter gingen Marx hingegen seine zahllosen Pamphlete von der Hand, in denen er seine ebenso unzähligen Gegner »vernichtete«. Sarkasmus – darüber verfügte Marx überreichlich. In der Art, wie er seine Widersacher intellektuell niederstreckte, blieben ihm die späteren Epigonen des Marxismus treu. Man sah das schon im berühmten Revisionismusstreit der deutschen Sozialdemokratie in den fünf Jahren zwischen 1898 und 1903. Die Sprache war rüde, die Toleranz gering, Rechthaberei schien als Tugend zu gelten, das Autodafé breitete sich aus. Der unversöhnliche Streit im Sozialismus der Zwischenkriegszeit, auch die Deformationen und Pervertierungen in den folgenden staatssozialistischen Episoden – bei Marx hatten sie ihren Ursprung; die Sozialdemokratie transportierte das eine lange Zwischenzeit weiter.

Die Negation war jedenfalls die stärkste Seite von Karl Marx. Er bestach durch seine Kritiken, an Hegel, an Feuerbach, an der Ökonomie des Kapitalismus, am Programm von Gotha der jungen deutschen Sozialdemokratie. Immer konnte Marx messerscharf sezieren, wo die Aporien lagen, wo Texte

6 Vgl. vor allem Arnold Künzli, Karl Marx. Eine Psychographie, Wien 1966; auch Fritz J. Radatz, Karl Marx. Eine politische Biographie, Hamburg 1975.

ins Phrasenhafte abrutschten. Ein konstruktiver Theoretiker hingegen war er nicht. Er dachte nicht über präzise Alternativen, über Wege, Techniken und Instrumente des Anderen nach. Auch gewann man nicht den Eindruck, dass da jemand mit dem Subjekt seiner Geschichtsphilosophie, dem Proletariat, mitlitt.

Sehr viel anders war es auch nicht bei Ferdinand Lassalle, dem Parteigründer und Tribunen der frühen deutschen Sozialdemokratie. Lassalle litt an seiner Stigmatisierung als Jude und Außenseiter, zog daraus aber auch seine beträchtlichen Energien, wollte es allen beweisen, etwas ganz Neues schaffen, ganz gewiss: Ruhm ernten. Der Drang nach Anerkennung war charakteristisch für ihn. Auf diese Weise hatte Lassalle die Arbeiter entdeckt. Er interessierte sich nicht wirklich für das soziale Los der Proletarier, kümmerte sich kaum um Fabrik- und Wohnverhältnisse der unteren Schichten. Es ging Lassalle nicht um die soziale Frage; es ging ihm um die große, geschichtswendende politische Aktion. Die Arbeiter figurierten allein als Fundament für seine Führungsambitionen.

Es war die Mischung aus Religionsersatz und Wissenschaftsanspruch, die seinerzeit gerade auf die Elite der sozialdemokratischen Facharbeiter Faszination ausübte. Die lernbegierigen Facharbeiter dieser Zeit begeisterten sich für die Naturwissenschaften, sie lasen dazu allerlei bildende Traktate, verschlangen vor allem Charles Darwin. Darüber fanden sie zu den popularisierten Formen des Marxismus, gelangten zu den Broschüren des Parteitheoretikers Karl Kautsky. Denn hier, in den Schriften Kautskys, verband sich Heilsversprechen mit wissenschaftlichem Anspruch, stand die Prognose des kapitalistischen Niedergangs im Rang eines mathematischen Gesetzes. Der Sozialismus war, so gesehen, keine pure Wunschvorstellung, sondern zwingendes Resultat einer der Natur ähnlichen objektiven gesellschaftlichen *Entwicklung*. Man durfte guten Gewissens als Fatalist die Dinge stoisch betrachten und sich dabei doch als Revolutionär fühlen.

Nun fand man bei Marx zumindest Feuer und Dynamik. Auch Lassalle, der Dichter, Romantiker und kühne Redner, bewegte die Fantasie der kleinen Leute. Aber die Epigonen, die darauf folgten? Karl Kautsky und Eduard Bernstein? Originelle und kreative Köpfe waren sie schon kaum mehr. Sie übersetzten und vereinfachten, was ihre Götter der Theorie vorgefasst hatten. Sie waren mehr vermittelnde Lehrer als inspirierende Intellektuelle. Kautsky insbesondere fertigte aus zuweilen genialen Analysen seiner Meister hermetische Deutungsgefängnisse. Er war ein redlicher Mann, in späten Jahren ungebrochener Verfechter der parlamentarischen Demokratie, als der Nachwuchs im Sozialismus sich in großen Teilen von der bolschewistischen

Diktatur blenden und locken ließ. Da konnte Kautsky nicht mithalten. Er war zu sehr Pedant, zu sehr staubrockener Exeget des sozialistischen Schrifttums, zu wenig ein Mann der herzhaften Aktion, zu wenig ein Held der couragierten Tat. Ein »Kautskyanismus«, der noch weiter in die Zukunft reichte, konnte sich so nie herausbilden.

Auch ein »Bernsteinianismus« nicht. Zwar war Eduard Bernstein, der frühere gute Freund Kautskys, dann dessen erbitterter Gegner im Revisionismusstreit der Jahrhundertwende, offener für gesellschaftliche Veränderungen und korrigierende Signale der Empirie.<sup>7</sup> Als er nach zwanzig Jahren Verbannung aus seinem englischen Exil wieder in den Schoß der sozialdemokratischen Mutterpartei in Deutschland zurückkehrte, hofften viele, einen kraftvollen Leitwolf einer erneuerten, bekennend reformistischen Partei auf revisionistischer Programmbasis zu bekommen. Doch die Enttäuschung fiel schlimm aus: Die führungs- und chronisch kopflosen Reformisten begegneten einem denkbar unpraktischen Menschen, dem oratorische Gaben partout nicht gegeben waren. Bernstein formulierte zögerlich, unsicher, in abgehackten brüchigen Sätzen. Aber auch seine Schriften verpufften wirkungslos. Sie waren einfach zu spröde, zu langatmig, wie bei Kautsky: zu oberlehrerhaft verfasst.<sup>8</sup>

Vieles galt ebenso für den unumstrittenen Parteitheoretiker der Weimarer Jahre, Rudolf Hilferding.<sup>9</sup> Wahrscheinlich war Hilferding im Vergleich zu Kautsky oder auch zu Bernstein der originellere, der kreativere Kopf. Hilferdings Hauptwerk »Das Finanzkapital« aus dem Jahr 1910 wurde schließlich allgemein bewundert, eine Zeit lang gar als Fortführung des Marx'schen »Kapitals« gelobt. Dabei war Hilferding lediglich Autodidakt, geboren in Wien, als Spross einer jüdischen Mittelschichtfamilie aufgewachsen, hatte dort Medizin studiert und zunächst als Kinderarzt praktiziert. Neben seinem Medizinstudium saß er im mittlerweile mythenumwobenen Seminar »Volkswirtschaftliche Übungen« des berühmten Eugen von Böhm-Bawerk, in dem sich die Jungstars der Wiener Diskurszene, darunter Otto Bauer, Joseph A. Schumpeter und Emil Lederer, trafen und in der Debatte die Klängen kreuzten.<sup>10</sup> Die Studien der Politischen Ökonomie hatte Hilferding mehr oder weniger als Steckenpferd betrieben, nicht professionell. Im Übrigen liebte Hilferding die Kaffeehäuser, anfangs das Café Central in Wien, dann nach seinem Umzug das Café Josty in Berlin. Dagegen fiel es ihm denkbar schwer, auf Parteiversammlungen nach seinen langen Vorträgen noch unter den anwesenden Arbeitern zu verweilen.

Die deutschen Sozialdemokraten machten Hilferding zweimal zum Reichsfinanzminister, 1923 und 1928. Doch eine Erfolgsstory schrieb er weder in dem einen noch dem anderen Fall. Hilferding war wahrscheinlich einer der

7 Vgl. hierzu auch Thomas Meyer, Eduard Bernstein (1850–1932), in: Walter Euchner (Hg.), *Klassiker des Sozialismus I*, München 1991, S. 203 ff.

8 Vgl. Teresa Löwe, *Der Politiker Eduard Bernstein. Eine Untersuchung zu seinem politischen Wirken in der Frühphase der Weimarer Republik (1918–1924)*, Bonn 2000, S. 149.

9 Hierzu auch Gangolf Hübinger, *Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte*, Göttingen 2006, S. 200 ff.

10 Vgl. Ernst Hanisch, *Der große Illusionist. Otto Bauer (1881–1938)*, Wien 2011, S. 69 ff.

unpraktischsten Menschen in der Führung der Weimarer SPD überhaupt. Er war durchaus jederzeit in der Lage, die gesellschaftlichen Prozesse gedanklich zu durchmustern, die politischen Konstellationen in analytischen Kategorien zu sortieren, dem marxistischen Erklärungssystem zugeordnete Begriffe zu finden, auch neue zu prägen. Aber er war unfähig, Politik gegen Widerstände durchzusetzen, im eigenen Ministerium für Ordnung zu sorgen, störrische Beamte zu disziplinieren. Hilferding war wie so viele bildungsbürgerliche Theoretiker, die sich dem Sozialismus verschrieben hatten, eher ein Melancholiker und ein Fatalist. Er legitimierte mit zweifellos geistreichen, oft argumentativ bestechend formulierten Interpretationen die Inaktivität der Sozialdemokraten, ihre Ratlosigkeit und ihren Entwicklungsdeterminismus. Für wirtschaftspolitische Experimentierfreude à la Keynes jedenfalls hatte er nicht den geringsten Sinn.

Marx, Lassalle, Bernstein, Hilferding – sie alle waren jüdischer Herkunft. Die jahrhundertelange Ächtung hatte gerade jüdische Bildungsbürger höchst empfindsam gemacht für soziale Randlagen und politische Stigmatisierungen. Und deshalb trafen sich Arbeiterbewegung und jüdische Intellektualität. Auch der Rekurs auf das Auserwähltsein, manche alttestamentarische Metaphorik, der Gestus der Prophetie bleiben ohne die Berücksichtigung des großen Anteils jüdischer Außenseiter im Ideenkorps des Sozialismus weitgehend unverständlich. Aber mit dem Nationalsozialismus, mit dem Holocaust war dieser Traditionsstrang brutal abgetrennt. Der Typus des jüdischen Intellektuellen, der große Erklärungsbögen spannte, der historischen Aufgaben und Aufträgen nachspürte, der die ethische Dimension der Emanzipation über den profanen »Lohnstandpunkt« stellte, der in Symbolik und Ritus die Ziele der Arbeiterbewegung gerne in transzendente Höhen verlegte, dieser Typus kam in der SPD nach 1945 nicht mehr vor.

Wer unter den Schriftstellern und Dichtern überlebt hatte und nach 1945/49 im Westen Deutschlands zu Hause war, der hielt sich zunächst aus den Niederungen der Parteipolitik heraus. Die früheren politischen Extreme, ob völkisch oder kommunistisch begründet, denen die Sympathien gerade von Intellektuellen zugeflogen waren, hatten sich gründlich diskreditiert. Politik stand infolgedessen nicht hoch im Kurs bei den Denkern in der deutschen Gesellschaft. Anfang der 1960er Jahre jedoch mehrte sich deren Kritik an der Kanzlerschaft Adenauers, an der »Politik der Restauration«. Und aus der Distanz zur strukturellen Staatspartei ergab sich schrittchenweise Nähe zur chronischen Oppositionspartei, zu den Sozialdemokraten also.

Schließlich schwärmte das linksliberale urbane Bürgertum dann für Willy Brandt. Nie fühlten sich die Intellektuellen politisch in der Bundesrepublik

so sehr heimisch wie damals, als Brandt, der Emigrant und aktive Gegner Hitlers, Kanzler wurde. Nie wieder waren sie so fest davon überzeugt, auf der richtigen Seite zu stehen, bei den politischen Kräften der Entspannung, Völkerverständigung und Abrüstung, der Demokratie, Gerechtigkeit und Solidarität. Kurz: Nie wieder rückten parteipolitisch im Prinzip nicht gebundene Intellektuelle so nahe – und in so großer Zahl – an eine politische Partei heran wie zwischen 1969 und 1972 an die SPD. Von einer Symbiose zwischen Geist und Macht sprach man schon in jener Pflingstzeit des frühen Sozialliberalismus.

Vor allem Günter Grass hätte dies beides, hätte Geist und Macht gern stärker verklammert gesehen. Tatsächlich war Grass, waren Intellektuelle wichtig für die Aura der Ära Brandt, für das Flair des Kanzlers selbst, für den Kult, der um ihn, noch Jahre nach seinem Abtritt, herrschte. Was von dieser Regierungszeit neben der Ostpolitik übrig blieb, waren gewissermaßen semantisch gefasste Ansprüche. Einige Jahrgänge sind geprägt worden durch die Leitmaxime »Mehr Demokratie wagen«, das Zentralmotiv in der Regierungserklärung Brandts von 1969. Aber der eigentliche Urheber dieser politischen Ankündigung war doch Günter Grass.<sup>11</sup> Brandt hatte sich dessen Formulierungskunst und Inspirationskraft bedient, hatte damit einen epocheprägenden Begriff für sich und seinen politischen Stil entlehnen und verwenden können. Brandt war darin empfindsamer als beispielsweise Herbert Wehner, dem die Metaphorik der Intellektuellen nichts sagte, der das als exaltierte Spinnerei abtat, der also nicht sah, wie sich durch den Diskurs der Intellektuellen das geistige Klima verändern, die kulturellen Unterströmungen verschieben, mithin also auch die Voraussetzungen des Politischen neu ordnen konnten. Grass mochte und bewunderte Brandt, aber er litt darunter, dass sein Held diese Bewunderung nicht gleichermaßen innig zurückgab. Schließlich ging er Anfang 1973 in der Fernsehsendung *Panorama* auf Distanz. 1973 zerbrachen eben viele Fundamente der Kanzlerschaft Brandts, der Sozialdemokratie insgesamt – auch die intellektuellen.

Seither ist den Sozialdemokraten der Typus des Intellektuellen, des begrifflich scharf formulierenden Analytikers mehr und mehr abhanden gekommen. Ersatzlos fort sind sowieso die in den Aufstiegsjahrzehnten des Sozialismus noch so vielfältigen, fundamental gesellschaftskritischen Intellektuellen und Parteitheoretiker. Es gab nach 1945 noch Willi Eichler, der das »Godesberger Programm« vorantrieb, später dann Erhard Eppler, der viel zum »Berliner Programm« von 1989 beitrug. Aber Eichler war mehr noch als Kautsky und Bernstein Schüler seines bewunderten Meisters, hier des Göttinger Philosophen Leonard Nelson. Und Eppler blieb immer Studienrat, achtete in den

11 Klaus Harpprecht, Im Kanzleramt: Tagebuch der Jahre mit Willy Brandt. Januar 1973–Mai 1974, Reinbek bei Hamburg, S. 10.



heterogenen Grundwerte- und Programmkommissionen streng auf Ausdruck, Syntax, Grammatik und Sprachmelodie. Auch fand er durchaus pointierte Sätze für seine Botschaften, die früh Umbrüche in der Gesellschaft spiegelten, nicht jedoch intellektuell originär antizipierten. Aber nach Eppler – und den im Vergleich zu ihm allerdings weniger wirksamen Richard Löwenthal, Peter von Oertzen und Peter Glotz – war dann Schluss.

Der Verlust an Intellektualität und Begründungsfähigkeit hat in der Generation nach Brandt und Eppler unzweifelhaft eine geistig-politische Ortlosigkeit geschaffen. Auch deshalb büßten die Sozialdemokraten während der letzten dreißig Jahre Vorstellungen von ihrem genuinen Lebensinhalt ein, so dass sie sich stattdessen allein in flüchtigen Episoden politisch darstellten. Und sie borgten sich, gerade im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, programmatische Versatzstücke aus dem Arsenal der »Gegner«. Geistig scheint der »Demokratische Sozialismus« kaum mehr als »kalte Asche«<sup>12</sup> zu sein. Niemand schaut noch auf die Arbeiterklasse als ein »historisches Subjekt«. Niemand vertraut auf mächtige sozialistische Staatsorgane, die Produktion, Verteilung, Konsumtion planvoll in weiten Zukunftsdimensionen rationell zu dirigieren vermögen. Nicht einmal der bloße »Lohnstandpunkt« der gewerkschaftlich geprägten Arbeiterbewegung, über den sich linkssozialistische Theoretiker als »Moral-Anwälte« (Michels) und »Störungsfaktoren« (Schumpeter) stets erregten, spielt in der Sozialdemokratie heute noch eine Rolle. Ziel ist lediglich, möglichst alle Erwerbsfähigen in die Arbeit zu schicken – also in die »Lohnsklaverei«, wie es die Intellektuellen im ganz frühen Sozialismus der deutschen Sozialgeschichte noch hart anklagend ausgedrückt hatten. Aber zugleich sind die Intellektuellen, soweit es sie überhaupt noch gibt, nicht minder ratlos. Auch ihnen fehlt das Subjekt der großen Hoffnungen, das Telos der Geschichte, der Erzählstrang für die nachindustrielle, die nachsozialdemokratische Gesellschaft.

12 Vgl. Fritz Vilmar, »...nur noch ein Haufen kalter Asche«, in: UTOPIE kreativ, Bd. 151 (2003), S. 415 ff.



**Prof. Dr. Franz Walter**, geb. 1956, ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Göttingen.